

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Herrschen oder dienen?

Roman von A. Kaufsky.

(10. Fortsetzung.)

Als nun die Signora de Vita, mit ihrer langen Schleppe über den feuchten, schmutzigen Fußboden hinsetzend, in gravitätischer Langsamkeit sich näherte, waren alle von der nahen Erfüllung ihres dringendsten Bedürfnisses und von den letzten, alle Vorsicht heischenden Arbeiten viel zu sehr in Anspruch genommen, um nicht von jedem Ceremoniell eines Empfanges abzusehen. Der Vater nickte ihr nur mit einem breiten Lächeln in einiger Unbeholfenheit zu, wobei er das Messer in schnelleren Zwischenräumen, als wolle er etwas zerhacken, auf den Tisch fallen ließ, sonst rührte er sich nicht. Die Mutter durste ihre Polenta nicht verlassen, wenn sie nicht die Güte des Gerichts in Frage stellen wollte, und sie rührte nur noch eifriger, mit einem wahren Furor, sodaß Perlen reichlichen Schweißes unter dasselbe sich mischten. Der große Junge schaufelte seine Sardellen in kühnerem Schwung, während die kleinen Knaben, denen man gelehrt hatte, die Padrona mit einem Krazfuß zu begrüßen, diesen rasch abtaten, indem sie nach rückwärts zu ausschlugen, one sich nach der Signora umzusehen, one die verlangenden Augen auch nur einmal von dem Kessel zu wenden.

Elena und Alfred waren ebenfalls hereingekommen, aber nahe dem Eingang stehen geblieben, und Alfreds Blick wachte sich jetzt ein wenig neugierig einer hölzernen, mit einem Geländer versehenen Treppe zu, die linksseitig aus der Halle selbst in sehr malerischer Wirkung nach aufwärts und nach einer Tür führte, die mit einem blauen Vorhang geschlossen war.

Als Elena bemerkte, daß sich die Aufmerksamkeit des jungen Malers nach dahin wachte, sagte sie erklärend:

„Da oben sind zwei noch wolverhaltene Zimmer, der Ausgang ist jetzt von hier aus, da die Treppe im Korridor verfallen ist; es ist auch besser so und bequemer,“ fügte sie phlegmatisch hinzu.

Alfred lächelte, er kannte diese italienische Indolenz hinlänglich, die alles durch Nachlässigkeit entstandene in dieser Weise entschuldigt.

Der zweitgrößere Junge hatte indes soviel Zeit gefunden, der Padrona einen Strohhessl zu bringen, und sie setzte sich zwischen den Tisch und die arbeitende Hausfrau. Sie fragte mit wichtig ernster Miene nach dem Befinden der Cavalieri.

„Bene, benissimo!“ leuchtete die Castalda, die dicke, zähe Masse, die nicht mehr am Kessel klebte, mit einer Art Ruder bearbeitend.

Die Padrona eröffnete ihr hierauf, daß sie gekommen sei, die Knäpchen zu besuchen, daß aber die Tür des Granajo verschlossen sei, sie begehre daher den Schlüssel.

„Un momento, un momentissimo!“ stönte die Madre.

Alles stand erwartungsvoll.

Jetzt ward der Kessel langsam in die Höhe genommen. — Die Buben erhoben ein durchdringendes Jubelgeschrei, sie patzten in die Hände und strampelten mit den Füßen.

Il signor padre erhob sich hinter dem Tisch in seiner ganzen Länge und zückte das Messer. Die Madre flog mit dem heißen Kessel herbei und mit einem raschen und kühnen Wurf schleuderte sie den Inhalt desselben vor dem Gatten auf den Tisch.

In demselben Augenblicke ward auch der zweite über dem Feuer hängende Kessel über eine große Tonschüssel gestürzt, und die Sardellen, noch brizzelnd und prasselnd, häuften sich schön gebräunt darin auf. Die zwei Gerichte, die tägliche und einzige Nahrung dieses Fischervolkes, waren gleichzeitig gar geworden und der große Junge erfaßte die Schüssel, und mit einem gewaltigen Satz hatte er sie auf den Tisch und vor dem Vater niedergestellt. Er wollte bei der Polenta nicht zu spät kommen, und er hatte recht, sich zu beeilen. Der Vater hatte sich bereits ein großes Stück heruntergeschnitten und er reichte nun seiner Frau, die sich mit der Schürze die Stirn getrocknet, das Messer. Sie nam ihren Teil, und nun warteten die hungrigen Burschen nicht länger, ein jeder griff zu und riß mit der Hand ein Stück der heißen, trocknen Speise an sich, von welcher die Kraxe, die herbeigesprungen war, ebenfalls ein gut Teil erbeutete. Dann wurde nach den Sardellen gegriffen, und nachdem sie von jedem eine hübsche Portion in den Händen hatten, setzten sich die Kinder auf den mit heißer Asche bedeckten Herd und begannen ihr Mal zu verzehren.

Die Castalda hatte der Signora ebenfalls die Polenta angeboten.

„Sie siet gut aus,“ bemerkte Signora Vita.

„Sie ist tapfer verrückt,“ versicherte ihre ehemalige Dienerin, „Sie wissen, ich kann's.“

Dame Vita hatte mit der Hand ein Stück genommen und aß. Nun wurden auch Elena und Alfred eingeladen, welche aber ablehnten. Sie hätten unrecht, versicherte die Mama, die Polenta sei wirklich ausgezeichnet, und sie brach noch ein weiteres Stück von dem jetzt nicht mehr allzugroßen Leibe herunter.

Der kleinste Junge, der herbeigeschlichen war und diesen Eingriff der Signora bemerkte, sah rasch und mit ängstlichen Augen nach ihren Fingern, ob sie nicht allzuviel gefaßt, nicht allzuviel davon sich angeeignet, und ein glückliches, schlanes Lächeln breitete

sich über sein ganzes Gesicht, als er inne ward, daß es ein kleines Stück gewesen; aber sofort winkte er in leidenschaftlicher Geberde mit beiden Händen die Brüder herbei, damit sie dem Ding ein Ende machten, ehe noch ein weiteres Attentat auf ihr Eigentum verübt werden konnte.

In einigen Sekunden war denn auch die ganze goldige Scheibe aufgekehrt und von den Fischlein war auch keine Gräte übriggeblieben.

Jetzt wuschte die Castalda ihre Hände und ihren Mund mit der Schürze ab und langte einen Bund Schlüssel von der Mauer.

„Gehen wir zu den Rittern,“ sagte sie.

Alles setzte sich in Bewegung.

„Sie sind also wol, die Teuren, die Guten?“ fragte die Signora, als sie über den Hof gingen. „Sie haben ausgeschlafen und sind wieder munter und bei Appetit?“

Die Castalda lachte und zeigte ihre noch schönen, weißen Zähne. „Es sind Diavoli von Rittern, Sie werden sehen; gestern noch ganz unbeweglich, noch starr und steif, heute schon fast alle lebendig. Ai, wie sie sich rühren, und diese Freßlust, — sie sind zum küssen!“

„Ohe, ehe, ehe!“ machte die Signora, aufs höchste erfreut.

Man hatte das seitwärts gelegene Gebäude erreicht und stieg über eine schmale Treppe nach einer Art Kornboden. Die Signora war in leichtbegreiflicher Erregung mit ihrer Castalda allen andern voran. Die Fenster waren geschlossen, und in dem großen Raum, in welchem ein Badofen aufgestellt war, war es ziemlich heiß.

„Wir haben auch in dieser Nacht Feuer angemacht,“ erzählte die Castalda; „ach, ich bin drei-, viermal aufgestanden, um nachzusehen.“

„Herliches Weib!“ rief die Padrona entzückt, ihr einen Schlag auf die Schulter verlegend.

Das Weib lachte voll Selbstzufriedenheit, und vertraulich ihrer Herrin den fetten Arm tätchelnd, versicherte sie:

„Wir werden ein gutes Gespinnst bekommen.“

Signora de Vita bemerkte jetzt die neben- und übereinander aufgestellten, mit einer schwachen Leiste versehenen Bretter, wo auf eine Streu von welken Maulbeerblättern gebettet, unzählige mehllweiße Würmchen sich hin und her bewegten.

„Eccola! Da sind sie!“ rief sie und sie stürzte der jungen Brut entgegen. „Ah, meine Cavalieri, ah, i benedetti!“ Sie faltete in dankbarem Entzücken die Hände.

Auch Elena und Alfred waren herangekommen, und sie besahen sich die Seide repräsentirenden Hoffnungen der Padrona, die sich da herumwälzten.

„Wie hübsch sie sind, wie feist und wie lebhaft,“ bemerkte die Mama; „wie sie in die Höhe gucken, sie sehen schon nach Futter aus, die lieben Kerle. Wann bekommen sie denn die frischen Blätter?“

„Sogleich, sogleich,“ vertröstete die Castalda, „die Schläfrigen müssen nur vorher noch entfernt werden.“

Der Vater und die zwei älteren Söhne machten sich in der Tat daran, diejenigen der Räumchen, welche noch nicht in das gleiche Stadium der Entwicklung getreten, von denen zu sondern, welche aus ihrer Letargie, die die Häutung begleitet, bereits erwacht waren. Die unbeweglichen, welche, die schwarzen Köpfchen nach oben gerichtet, steif und starr an den welken Blättern hingen, wurden herausgehoben und auf eine besondere Tenne gelegt.

Indessen standen schon reichliche Futtervorräte, welche heute morgens gepflückt worden, in Säcken bereit, und die jüngeren Knaben waren nun beschäftigt, die Blätter herauszunehmen und, da morgens ein starker Tau gefallen, sorgfältig abzuwischen; der Maulbeerspinner verträgt nur trockne Nahrung.

Dame Vita hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und betrachtete mit nimmermüden Augen die immer lebhafter werdenden und sich bereits untereinander beschwebenden Ritter mit den schwarzen Helmen. Sie wollte der Fütterung beiwohnen. Elena hatte sich auf ihr Geheiß ebenfalls einen Sessel bringen lassen; sie machte sich darin behaglich und gähnte hinter ihrem Fächer.

Alfred, den diese Fütterung nicht in gleichem Maße interessirte, verließ den geschlossenen, künstlich durchwärmten Raum, und die hölzerne Stiege hinabsteigend, trat er wieder ins Freie. Wie rein war die Luft, das Licht so blendend, die Schatten so dunkel; ein sanfter Wind wehte vom Wasser her, die Hitze mildernd. Er setzte sich auf einen Stein und betrachtete mit den Augen des Künstlers die Villa. Er fand sie materisch schön in ihrer Ruinenhaftigkeit und in ihrer jezigen Beleuchtung. Er zog sein Stizzenbuch hervor und begann sie zu zeichnen. Aber nach einiger Zeit

schlug er das Buch zu, und den Ellenbogen gegen das Kinn gestemmt legte er den Kopf in die Hand und versank in ein trübes Nachdenken.

Er fuhr plötzlich auf. Dne daß eine eigentliche Warnung durch seine Sinne vorangegangen, hatte er doch die Empfindung, als ob sich jemand über ihn beuge; er wante den Kopf und sah in die schönen, blitzenden Augen Juanna's. Sie war auf dem weichen Grafe leise und unhörbar näher gekommen und sie streckte ihm jetzt ihre Hand entgegen.

„Schon wieder in Gedanken!“ sagte sie, und dann, sich umsehend: „Wo sind die andern?“

„Sie machen den Cavalieri ihre Aufwartung, — aber wo kommen Sie her, Madame?“

„Ganz direkt von einem alten Bekanten, von dem hier zu Besuch weilenden französischen Gesanten, dem Grafen Saint Vallier, der in Rom beglaubigt ist.“

„Ah!“ machte Alfred erstaunt.

„Und ich habe so gute, gute Nachrichten für Sie, mein Freund, daß es mich drängt, Sie Ihnen mitzuteilen, ich wußte Sie auf unser Bigna und so bin ich denn hierher und Ihnen nachgegangen. Sie sehen mich verwundert an? Sie sollen alles erzählen; aber lassen Sie uns in den Schatten des Hauses treten, es ist hier zu warm.“

Sie ging voran; ihr Gang war elastisch, wie beschwingt, die kleine, reizende Gestalt erschien wie von einer freudigen Erregung getrieben, und auch ihre Züge waren noch bejeelter, ihre Augen leuchteten in stolzer Befriedigung und in dem ungedulbigen Verlangen, sich mitzuteilen. In der Loggia unter der Terrasse war es kühl, eine Steinbank bot einen willkommenen Ruheplatz. Sie hatte sich sogleich gesetzt und er hatte hierauf an ihrer Seite Platz genommen. Sie sah ihm froh und fröhlich in die Augen.

„Ich habe heute schon viel von Ihnen gesprochen.“

„Mit wem?“

„Mit dem Gesanten.“

„Wieso?“

„Ich habe ihn für Ihr Talent zu interessiren gewußt; er will Ihre Arbeiten kennen lernen, er wird Sie besuchen.“

Alfreds Züge verdüsterten sich. „Ich habe nichts fertig, überhaupt nichts zuhause, das von Bedeutung wäre, das mir gelingen erscheint, und er erwartet vielleicht etwas außerordentliches, und so wird seine gute Meinung nicht bestätigt werden und Sie werden sich Ihres Schützlings schämen müssen.“

Sie schüttelte in heftiger Weise den Kopf. „Ich will so etwas nicht hören. Oh, Sie sind so herabgestimmt, so mutlos, aber wenn Sie selbst nicht mehr für sich einzustehen wagen, ich werde es tun. Lassen Sie den Grafen nur kommen, wir werden Sie gegen Ihre eigenen abscheulichen Meinungen überzeugen, daß Ihre Leistungen noch immer gut sind und daß, wenn Sie auch in letzter Zeit minder schaffensfreudig waren, und wenn Sie auch nicht immer das Glück hatten, Ihre Arbeiten zu verkaufen, darum noch nicht verzagen dürfen; ja, daß Sie gar keinen Grund zur Mutlosigkeit haben und daß es nur eines Auftrassens bedarf, einer frischen Strömung, eines Zufalls vielleicht, um Ihr Talent wieder in Schwung zu bringen und Sie Ihrer Kunst ganz zurückzugeben.“

Sie hatte so lebhaft gesprochen, mit ernstem, fast begeisterten Interesse, und sein Blick hing an dem ihrigen und an jedem Worte, das von ihren Lippen fiel.

„Ja,“ sagte er, „es bedarf vielleicht nur einer dieser Bedingungen, — aber wie soll sie mir werden in meinen Verhältnissen?“

„Aber diesen Verhältnissen will ich Sie entreißen, ich will Ihnen die Schaffensfreude wieder zurückgeben, die Ihnen in einer neuen Umgebung, inmitten der erhabensten Schöpfungen der Kunst frisch und rasch erstehen soll. Sie müssen fort von hier, Sie müssen nach Rom.“

„Wie kann ich das, Madame?“

„Hören Sie mich. Der Graf ist sehr reich und er ist Kenner und Schätzer der Kunst; er hat sich in der Nähe Roms einen in großartigen Verhältnissen angelegten Palast erbauen lassen und will ihn auch im Innern mit reicher künstlerischer Pracht ausstatten. Ich wußte das, ich ging deshalb zu ihm und fragte ihn, ob er die Deckengemälde, die Wanddekorationen und Friese schon vergeben habe. Er verneinte dies, er habe bisher nur geringe Bestellungen gemacht; ich sprach ihm nun von Ihnen, von Ihrem feinen Geschmack, Ihrem koloristischen Talent. Das sei, was er brauche, meinte er, und er will nun einiges sehen, um sogleich

eine namhafte Bestellung erfolgen zu lassen, und er ladet Sie, wie ich vermute, gleich ein, mit ihm zu kommen, da die meisten Arbeiten doch an Ort und Stelle gemacht werden."

Alfred hatte in freudiger Ueberraschung, in einem stürmischen Entzücken ihre Hand ergriffen und drückte sie an seine Lippen.

"Juanna, wenn es gelingen sollte, ich würde Ihnen alles zu danken haben! Wie gut Sie es verstehen, den armen Mann, der an sich selbst verzweifelt, zu erheben, neue Hoffnungen in ihm zu erwecken; Sie geben ihm damit etwas von Ihrem eignen Mut, von Ihrer eignen Kraft."

"Nun, wir sind eben beide Künstler, wir verstehen, was einem von uns nützt, was uns bedrückt, und wir müssen uns gegenseitig ein wenig zu Hülfe kommen." Sie sagte es abwehrend und doch, wie es schien, von der Freude, die sie ihm gegeben, selbst bewegt, selbst ergriffen. Als aber ein zweiter Kuß auf der kleinen, bräunlichen Hand feuriger brante, stand sie auf.

"Unser Interesse soll darüber nicht hinausgehen," sagte sie. "Ich wünsche es nicht, und wozu auch?" fügte sie schroff, fast cynisch hinzu. Sie war zwischen den Säulen hervorgetreten und sie spannte ihren Sonnenschirm auf, damit ihre Absicht andeutend, hier außen zu bleiben. Sie gingen in der dem Wasser entgegengesetzten Richtung die Allee hinauf, die durch die in gleichmäßiger Entfernung gepflanzten Maulbeerbäume gebildet ward. Beider Augen sahen nach den hohen, schönen Cypressen, die über eine die Bigna nach Osten begrenzen Mauer herüber sahen.

"Es sind die Cypressen des Campo santo," sagte Juanna, nach ihnen hinüber zeigend; "es sind schöne Bäume und ich liebte sie von Jugend auf."

"Sie sind in früheren Jahren öfter hierher gekommen?"  
"Ich besuchte häufig meine Amme, an der ich sehr hing, und ich blieb so gerne hier, oft wochenlang, und ich wollte dann in der großen Stube da oben, wo die Bibliothek, die mein Großvater, glaube ich, zusammengestellt hat, sich befand und noch befindet." Sie lachte. "Die Neigung, zu lesen, hat sich in unsrer Familie ganz allein auf mich vererbt, und ich war dreizehn Jahre alt, als ich sie zuerst durchstöberte und dann über den herausgehobenen Schätzen stundenlang sitzen konnte, sie in heißer Stier verschlingend. Es waren meist philosophische Schriften, die Geistes-taten des achtzehnten Jahrhunderts; ich habe freilich davon nicht viel verstanden, aber das wenige, was ich zu erfassen vermochte, was zu meinem Geiste sprach, regte mich doch an, und nach und nach erweiterte sich mein Verständnis, und ich legte dann oft das Buch hin, um zu überdenken, was ich da gelesen, und daran reichten sich neue und selbständige Gedanken. Ein starker Wissens- und Bildungsdrang erwachte in mir; ich war fünfzehn Jahre geworden, und eines Tages trat ich entschlossen vor meinen Vater hin und sagte ihm, ich möchte lernen und in eine Schule gehen, wie mein Bruder in eine gegangen ist, und ich möchte die Geschichte der Menschen kennen lernen von ihren frühesten Anfängen an, und erfahren, wie sie sich nach und nach zu ihrer jezigen Kultur entwickeln konnten, und ich möchte die Erfindungen verstehen lernen, die sie gemacht und die Gesetze der Natur, auf welche sie gegründet; ich möchte das alles lernen, um die Welt um mich her begreifen zu können und mich selbst als ein Produkt dieser Welt. Ach, Sie hätten in diesem Augenblick meinen Vater sehen sollen! In äußerster Verblüfftheit, ja, eigentlich erschreckt, stand er da, und er fragte mich, woher ich solche Ideen genommen, wer mir so vertrautes Zeug in den Kopf gesetzt. Dergleichen Wissen sei nicht für ein Mädchen und solche Schulen gäbe es nicht für das weibliche Geschlecht, das sei für Studenten und das lerne man nur auf den Hochschulen; er selber verstehe nicht allzuviel davon und ich möchte ihn damit in Ruhe lassen. Als aber die erste Verlegenheit überwunden war, fand er mein Anliegen doch allzu spakhaft und er mußte herzlich darüber lachen, und er teilte es der Mutter und dem Bruder mit, und sie bespöttelten nun gemeinsam den kleinen Philosophen mit dem flatternden Röckchen."  
"Aber wie ich Juanna kenne, ließ sie sich dadurch nicht be-

irren und sie studirte auf eigne Faust lustig weiter," sagte Alfred, sie voll Interesse betrachtend.

Juanna schüttelte den Kopf und um die soeben noch so frisch und fröhlich aufgeworfenen Lippen legte sich ein wehmütiger Zug.

"Sie dürfen nicht nach der Juanna von heute die Juanna von damals beurteilen; ich war ein weiches, gutes Kind, für alle Eindrücke noch gleich empfänglich. Ich schlich tief beschämt davon und füllte mich ganz verwirrt. Ich hatte soviel von dem heiligsten Menschenrecht gelesen, die Wahrheit zu erforschen und sich zu bilden, und nun sah ich wol," — ihr Ton wurde sarkastisch, — "daß dieses Menschenrecht nur ein Recht der Männer war, und selbst unter diesen nur wenigen eingeräumt. Ich dachte damals, daß ich das Leben noch nicht verstehe, daß meine Voraussetzungen falsch sein müßten und daß ich dem, was mir so klar und selbstverständlich erschienen, eine für mein Geschlecht ungehörige Deutung gegeben. O, ich war damals völlig haltlos, aber der Leichtsinns der Jugend half mir glücklich darüber hinweg, und ich beschloß, über Dinge, die mich beunruhigten und die ich nun einmal nicht verstand und nicht verstehen sollte, nicht weiter nachzudenken. Ich beschäftigte mich wieder mit solchen Dingen, die mir erlaubt waren, mit meinen Puppen und mit meinem Puz; sechs Monate später war ich die erklärte Braut eines Mannes, den ich kaum kannte, den ich nicht liebte."

"Und den man Sie gezwungen hat, zu heiraten?" fragte Alfred in noch wärmerer Anteilnahme.

Juanna sah ihn an mit einem klaren, ernsten Blick und sagte kalt: "Nein, nichts und niemand hat mich gezwungen."

Es entstand eine Pause, aber dann kam doch wieder, was tief innerlich in diesem Herzen grollte und es schmerzhaft bewegte, zu erregterem Ausdruck: "Damals glaubte ich es, heute weiß ich, daß der Druck, der auf uns Frauen lastet, daß die sozialen Verhältnisse, unter welche wir uns beugen müssen, einen Zwang auf uns ausüben, einen Zwang trauriger, tief einfühlender Art." Ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. "Man ist sehr früh darauf bedacht, es uns Mädchen zu lehren, nicht, wie wir einen Mann glücklich machen können, nein, wie wir es anzustellen haben, ihm zu gefallen und ihn soweit zu fesseln, daß es ihn drängt, uns zu heiraten. Dieses Gewinnen der Gunst des Mannes durch die Macht unsrer physischen Reize wird uns als der große, einzige Zweck unsres Lebens hingestellt. Wir erfahren das sehr früh, ehe wir nur eine Ahnung haben, was dies in physischer und in seelischer Hinsicht für uns bedeutet. Wir wissen, daß die Frau allein zu Ansehen und Achtung in der Gesellschaft kommt, und es wird uns das so drastisch veranschaulicht durch die Art und Weise, wie in unsrer Gesellschaft die alte Jungfer behandelt wird. Ein Schimpf haftet schon an dem Namen allein, mit dem wir junge Mädchen lachend, in übermütiger Roheit freigebig unsre älteren Genossinnen bedenken, uns dabei das Wort gebend, ihn gewiß nicht zu verdienen. Und wenn nun eine von uns sechzehn Jahre alt geworden ist, und es kommt ein Mann, der uns heiraten will, der uns vor dieser Schmach bewahren, uns zu dem Ansehen und der Würde einer Frau erheben will, die umso größer scheint, je früher sie erworben wird, da wir es wol bemerkten, daß der jungen Frau die allseitigste Huldigung zuteil wird, so willigen wir sofort in diese Ehe. Man hat uns ihre Vortheile früh eingepflanzt, und ihre Pflichten hat man so ängstlich und so geflüstert vor uns verborgen, daß wir nicht wissen, daß Liebe vor allem zu diesem Bunde nötig sei, wenn er uns nicht entwürdigen, wenn er nicht die tiefste Erniedrigung für uns bedeuten soll, wenn wir nicht damit das Unglück unsres Lebens besiegeln sollen und damit zugleich, und das ist die Bergeltung, die in jeder Unnatürlichkeit liegt, das Unglück des Mannes, dem wir angehören. — Ich freute mich damals, ein eitles Kind, auf das weiße Brautkleid und die duftige Myrtenkrone, ich freute mich, meinen Gespielinnen zu zeigen, daß ich das erwünschte Ziel früher erreicht hatte, als sie alle, — ich ward getraut." Sie blieb stehen. (Fortsetzung folgt.)

## Universitätsleben und Universitätsfreunde.

Eine Erinnerung von J. D. S. Temme.

(2. Fortsetzung.)

Der Fürst von Bentheim-Tecklenburg war früher souveräner deutscher Reichsgraf gewesen, war durch Preußen mediatisirt worden; hatte durch den bekannten Artikel vierzehn der deutschen Bundesakte einige Scheinrechte der verlorenen Landeshoheit ein-

geräumt erhalten; hatte von der preussischen Regierung den Titel eines Fürsten zu Bentheim mit dem Prädikat Durchlaucht und dem Rechte, sich „regierender Fürst“ zu nennen, annehmen müssen.

Zu den alten Besitzungen des Fürsten gehörten die Grafschaften Hohen-Limburg und (eigentlich „Herrschaft“) Rheda. Auch sie waren von der preussischen Regierung in Besitz genommen. Nur das darin befindliche Privateigentum hatte man dem vormaligen Landesherrn belassen oder restituieren müssen, die Schlösser, Ländereien, Waldungen.

Der Fürst zu Bentheim besaß große, geräumige Schlösser in Rheda, wie in Limburg. Das Schloß zu Rheda zeichnete sich durch seine Pracht und seinen Komfort aus, das zu Limburg durch seine wundervolle Lage. Hohen-Limburg ist eine der schönsten Gegenden im nördlichen Deutschland. Die fürstliche Familie wollte, oder residirte, wie man sich ausdrückte, abwechselnd in Rheda und in Limburg.

Rheda liegt eine halbe Stunde, kaum eine Viertelmeile, von Wiedenbrück entfernt. In Wiedenbrück war mein Vater Stadtrichter. Außerdem war er mit Genemigung der preussischen Regierung Rechtskonsulent der fürstlich bentheim'schen Domainenverwaltung in Rheda, späterhin der Dirigent dieser Behörde. Mein Vater mußte wöchentlich einmal zum rhedaer Schlosse, in welchem die Behörde ihre Sitzungen hatte. Der Fürst kam wenigstens einmal die Woche nach Wiedenbrück zu meinem Vater, mit dem er sich zu besprechen hatte. Die Söhne des Fürsten begleiteten zu Wagen oder zu Pferde ihren Vater nach Wiedenbrück; ich begleitete meinen Vater zu Fuße nach Rheda. Zwei der Prinzen waren mit mir in ziemlich gleichem Alter, der eine ein Jahr älter, der andre anderthalb Jahre jünger als ich. Ich wurde mit beiden befannt, befreundet, schon in der Knabenzeit. Als Assessor in Limburg fand ich sie dort wieder. Wir wurden wieder die alten Kameraden.

Jener jüngere von ihnen, der Prinz Franz, lebt noch; er ist der gegenwärtig „regierende Fürst“ zu Bentheim.

Er wünschte zu studiren, eine deutsche Universität zu besuchen. Seine fürstlichen Eltern wünschten es mit ihm. Er hatte zugleich einen zweiten Wunsch, der ihm gleichfalls sofort bewilligt wurde. Es war der, daß ich ihn auf die Universität begleiten möge.

Michaelis 1817 hatte ich die Universität verlassen, Ostern 1822 bezog ich die Universität wieder.

Als Student, als veritabler Student!

Der Prinz sollte ganz als Student leben, war sein Wunsch,

war der Wunsch seiner Eltern. Mußte der Prinz es, so mußte selbstverständlich auch ich es.

Und ganz als Studenten lebten wir, nicht mehr und nicht weniger. Wir zogen uns von keiner Studentensuite zurück. Selbstredend nam weder mein Prinz für sich, noch ich für ihn irgendeine Sonderstellung in Anspruch.

Wir gingen zuerst nach Heidelberg.

„Es gibt nur ein Heidelberg!“ beginnt ein altes, fröhliches Studentenlied.

Der frische, fröhliche Student kann sich in der That einbilden,

nur um feinetwillen habe der liebe Gott das schöne Heidelberg geschaffen, mit seinem alten Schlosse, mit seiner weltberühmten Bierkneipe, dem „faulen Pelz“, mit seinem wunderschönen Schloßberge, von dessen Höhe das Auge den weiten Blick in die Rheinpfalz, in und über das Hardtgebirge, in die amnütigsten Berge, Täler und Ebenen des schönen deutschen Rheinlandes frei hat; mit dem nahen heimlichen und unheimlichen Odenwalde; mit seinen freundlichen „Philistern“, die nirgends anderswo in der Welt „so flott pumpen“; mit seinen hübschen Mädchen, die ihrem Burschen grade solange treu sind, als er in Heidelberg weilt; vor allem mit seinen flotten Burschen selbst, die aus lustiger Mehle und aus fröhlichem Herzen das Lied singen: „Es gibt nur ein Heidelberg“ und die nimmer Heidelberg vergessen.

Aber ich fand doch das frische, fröhliche Studentenleben nicht wieder, das ich vor fünf Jahren verlassen hatte.

Oder war nur ich ein anderer ge-

worden? Ein Philister, der für jenes frische, freie, ungebundene Studentenleben den Sinn verloren hatte? Ich meinte das anfangs wol selbst; aber es war doch nicht so.

Das Leben der deutschen Studenten hatte in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren einen ganz veränderten Charakter angenommen.

Das Wesen der „Burschenschaften“ hatte seitdem wesentlich darauf eingewirkt.

Die Burschenschaften waren schon im Jahre 1815 oder 1816 auf den deutschen Universitäten entstanden, zuerst in Jena, dann in Halle. In Halle hatte die burschenschaftliche Verbindung sehr bald einen jämmerlichen Charakter angenommen, der ihr den Namen Sulphurie (Schwefelbände) eintrug. Nicht mit Unrecht!



Erst das Küßchen! (Seite 455.)

Aber gehen wir hier darüber hinweg. Sämtliche andre deutsche Universitäten waren von ihr unberührt geblieben. Ich hatte damals als Student nur von ihr reden gehört.

Da hatten die jenenser und hallenser „Burschenschaftler“ ein „allgemeines deutsches Burschenschaftsfest“ auf den achtzehnten Oktober

1817, den Jarestag der Schlacht bei Leipzig, nach der Wartburg bei Eisenach einberufen, mit einem Pomp von Worten, der seinen Eindruck auf eine leicht erregbare akademische Jugend nicht verfehlen konnte. Gleichwol waren, außer den einberufenden Jenensern und Hallensern selbst, von den sämtlichen andern deutschen Uni-



Der Tod des Sokrates. (Seite 456.)

versitäten kaum zweihundert Studierende — kaum zweihundert — erschienen. Die Erschienenen hatten umso mehr von sich reden gemacht, und zwar durch ein ostentatives, ganz absonderliches Gebaren, das alles andre sein mochte, nur keine Studentenart. Da wurden öffentlich geistliche Lieder gesungen; da wurde ein pomphafter Festgottesdienst abgehalten; da wurden dann wieder

öffentlich und feierlich die reaktionären, freiheitsfeindlichen Schriften der Herren von Kämpy, von Koberue, von Schmalz, Dabelow und so weiter verbrant; der Harzopf der heßischen, die Schnürbrust der preussischen Lieutenants; alles unter fulminanten Freiheitsreden und exaltirten Gesängen. — Das deutsche Studentenleben war in den fünf Jaren doch ein ganz andres geworden. —

Zu jenem kleinlichen und unwürdigen Pennalismus hat es nicht zurückkehren können; der ernstere, männliche, bewußte Geist, den die Freiheitskämpfe der Jahre 1813 und 1815 ihm eingehaucht hatten, hielt es aufrecht. Aber zu ihm war zugleich ein anderer Geist eingedrungen, ein finsterner, frömmelnder, sich überhebender, zelotischer. Jenes Wartburgfest war seine Signatur. Er hat lange vorgehalten. Er schleicht im Finstern noch heute vielfach umher.

Freilich mußte er naturgemäß eine Reaktion hervorrufen. Er weckte das alte, starre, despotische Unwesen der Korps des vorigen Jahrhunderts aus dem Grabe auf. Es bestet noch.

In Heidelberg lebten der Prinz und ich ganz wie Studenten. Wir traten nur nicht in eine Verbindung ein. Wir entsprachen dadurch einem Wunsche der fürstlichen Eltern. Dagegen schlossen wir uns dem Westphalencorps an. Wir fanden ja in ihm Landsleute, die wir zum Teil in der Heimat schon kennen gelernt, oder von denen wir gehört hatten. Wir gewannen unter ihnen manchen lieben und treuen Freund. Es leben nur noch wenige von ihnen. Sie sind sämtlich alte Jubilare.

Wir blieben nur ein halbes Jahr in Heidelberg.

Der Prinz hatte sich dort einem Freunde angeschlossen, dem seine Verhältnisse die Fortsetzung seiner Studien auf der Universität zu Bonn wünschenswert machten. Der Prinz mochte sich ungern von dem Freunde trennen; er bat seine Eltern, gleichfalls nach Bonn gehen zu dürfen. Er erhielt die Erlaubnis.

Wir gingen Michaelis 1822 nach Bonn.

Leider konnten wir auch in der schönen, heiteren RheinStadt nur ein einziges Semester verweilen. Ein eigentümliches Ereignis vertrieb uns von dort. Oder — sage ich es grade heraus: der echte, bornirte, dicke Bureaufratzenopf.

Der Professor Geheimrat Makelby, stand damals auf der Höhe seines — Ruhmes bei den Studenten. In der wissenschaftlichen Welt allerdings nicht so sehr. Man erzählte folgende Anekdote von ihm, vielmehr über ihn.

Er war taub, stocktaub, — ich werde gleich näher darauf zurückkommen. Seine Taubheit verhinderte ihn, an geselliger Unterhaltung unmittelbar teilzunehmen. Er half sich indes durch ein Surrogat; er fürte in Gesellschaften eine kleine Schiefertafel bei sich, die er dem, an den er eine Frage richtete oder von dem er eine Auskunft wünschte, mit der Bitte hinreichte, das Erforderliche darauf niederzuschreiben. Eines Tages in einer Gesellschaft von Professoren war die Rede auf irgendeine juristische Kontroverse gekommen. Makelby hatte sie aufgebracht, seine Ansicht entwickelt, und er reichte nun sein Täfelchen dem Professor Geheimrat Hasse hin mit der Bitte, dieser möge seine Ansicht ihm aufschreiben.

Hasse war einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Romanisten seiner Zeit. Er nam die Tafel, den Bleistift, schrieb einige Worte auf die Tafel, gab sie an Makelby zurück.

Makelby las die Worte:

Es ist heute schönes Wetter, Herr Kollege! —

Der Prinz und ich hörten im Wintersemester 1822 — Pandekten bei Makelby.

Makelby war für die Studenten ein berühmter Professor. Er konnte alles so unendlich klar und faßlich vortragen, es blieb keine Lücke, keine Unvollständigkeit, keine Unklarheit. So war sein Lehrbuch der Institutionen; so waren seine diktierten Hefte über Institutionen und Pandekten. Und doch hatte Hasse ihm geantwortet: „Es ist heute schönes Wetter, Herr Kollege“? Ja, und wenn man

später einmal als Praktiker bei einem schwierigen Fall sein Makelbysches Pandektenheft zur Hand nam, und sich Rat darin erholen wollte, so stand man vor schönen Worten und hochtönenden Phrasen und mir fiel immer wieder das schöne Wetter des Professor Hasse ein.

Makelby vertrieb den Prinzen und mich aus Bonn. Das begab sich in folgender Weise.

Wir hörten, wie gesagt, Pandekten bei ihm.

Das Kolleg des berühmten und beliebten Professors war sehr besucht. Der große, weite Saal faßte kaum die Menge der Zuhörer. Unter den Zuhörern befanden sich die angesehensten Studirenden der Hochschule, aber auch viele — „Kameele“. Jede Universität hat ihre „Kameele“. Bonn besaß gerade damals eine große Menge. Die Universität war wenige Jahre vorher von der preussischen Regierung neu gegründet. Sie war absichtlich gegründet, um den Rheinländern, die ungern dem preussischen Regiment sich unterwarfen, ein besonderes Wohlwollen zu beweisen. Die neue Universität war in der That eine Volksthat für die Provinz; sie suchte einerseits aus allen Weltgegenden wohlhabende, selbst reiche junge Männer in die schöne Musenstadt; sie verschaffte andererseits den Söhnen der weniger bemittelten Familien der Provinz Gelegenheit zum studiren. So waren in jener Zeit unter den bonner Studirenden die schroffsten Gegensätze anzutreffen: Söhne der reichsten und angesehensten Familien aus der halben Welt; Söhne des geringeren, ärmeren Bürger- und Beamtenstandes aus der Provinz, Kimmeltürken, wie sie in Jena bezeichnend genant werden. Unter diesen Kimmeltürken befand sich begreiflich eine ziemliche Anzahl roher, ungebildeter und ungesitteter Menschen. Eine ziemliche Anzahl von diesen befand sich auch unter den Zuhörern in dem Pandektenkolleg Makelbys. Makelby war, wie gesagt, taub, stocktaub. Das lauteste Geräusch, das wildeste, roheste Rufen, Schreien und Toben war für sein Ohr absolut nicht vorhanden. Das hatte einen unleidlichen Zustand für sein Kolleg zur Folge.

Jene rohe Menge hatte in dem weiten Hörsale sich zusammengesetzt, auf den Bänken am äußersten Ende des Saals, dem Kateder Makelbys gegenüber. Dort trieben sie, dem Auge verborgen, einen heillosen Unfug, der um so mehr das Ohr verletzen mußte. Jedes Wort des Lehrers wurde von den schlechtesten, rohesten, gemeinsten Bemerkungen begleitet, unter wiederndem Gelächter.

„Schön gesagt, altes Haus!“ rief da hinten einer mit lauter Stimme.

Lantes Gelächter folgte. „Vortrefflich debuzirt, alter Makel Fritz!“ „Reizender Unsinn, altes Rindvieh!“

Das Gelächter wurde bei jedem Worte lauter, unbändiger, wiedernder.

Es war nicht mehr auszuhalten. Und da war nichts dagegen zu machen. Jene Menschen waren eben nur rohe, gemeine Naturen, gaben keine Satisfaktion, namen keine Satisfaktion, hätten eine studentische Beleidigung oder Herausforderung mit ihrem Knüttel beantwortet, von dem sie sich nicht trennten, den sie ja auch eben für ihren Unfug im Kolleg bei sich trugen.

Der tägliche Skandal war indes bekant geworden. Die akademischen Behörden mußten einschreiten und schritten ein, mit oder trotz Makelby, dessen Stellung zu der Angelegenheit stets im unklaren blieb.

Die akademischen Behörden schritten ein in einer Weise, die nicht bürokratischer, ungeschickter, verkehrter erfonnen werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Selbstmord und seine Ursachen.

Von G. A.

(Schluß.)

### II.

Man hat sich nach und nach daran gewöhnt, alle Uebelstände, Schäden und Schatten der Zeit von dem erhabenen Standpunkte unserer hohen Civilisation aus zu betrachten und von dieser die Beseitigung derselben als etwas ganz natürliches zu erwarten. Allein man vergißt dabei, daß auch die Kultur ihre Krankheiten hat und daß sie gewisse Unzukömmlichkeiten und Uebelstände nicht zerstört, sondern gebärt. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich den Segnungen der Civilisation Erscheinungen entgegenstellen, die jeden Unparteiischen mit Trauer erfüllen müssen, one daß er

deswegen der Civilisation feindlich entgegentreten würde, denn die Menschheit muß ihren Weg machen.

Der gedankenlosen Phrase von der „wachsenden Bildung und Aufklärung“ muß die nackte Tatsache entgegengestellt werden, daß mit der höheren Kultur, wie man sie bisher verstanden und verbreitet hat, auch die Verbrechen — namentlich gegen die Sittlichkeit — an Fal zunehmen und daß gerade in jenen Ländern, wo die Schulen am besten, die Eisenbahnen am zahlreichsten und der allgemeine Verkehr am lebendigsten, auch die Selbstmordseuche die meisten Opfer dahintrafft.

Sprechen wir nur von der Schule und rangiren wir die Staaten nach deren Leistungen auf dem Gebiete des Schulwesens, wie folgt:

I.	II.	III.	IV.	V.
Deutschland	Schweiz	England	Frankreich u.	Spanien
Oesterreich	Holland	Vereinigte St.	Italien	Portugal.
Dänemark				
Schweden.				

Vergleichen wir nun die Schulländer erster Klasse — der Kürze wegen — nur mit denen der fünften Klasse, so finden wir, daß auf je 1 million Einwohner z. B.

Sachsen im Zeitraum von 1856—65	251	Selbstmörder,
Preußen "	123	"
Dänemark "	288	"
aufweist, daß aber hingegen		
Spanien in demselben Zeitraume	14	"
zählt.		

Gewiß zeigt also die Schule keinen, den Selbstmordhang unserer Zeit beschränkenden Einfluß, und der Vorwurf kann unserer Schule, der deutschen, nicht erspart bleiben, daß sie für das Leben zu wenig tut, daß sie viel eher dressirt als erzieht. Daß aber die Länder mit besseren Schulen höhere Selbstmordziffern aufweisen als Staaten mit mangelhaften Schulen, wird seine Erklärung später, bei Auffindung der wahren Ursachen der modernen Selbstmordsucht, finden.

Für die vornemlichste dieser Ursachen wird gewöhnlich der Niedergang der Religionen und christlichen Kulte angesehen, das Absterben des Christentums, und von diesem Standpunkte aus hat man die mannigfachsten Untersuchungen über das Verhältnis der Religionen zu der Zahl der Selbstmörder angestellt und herausfinden wollen, daß gewisse Konfessionen mehr oder weniger vom Selbstmorde abhalten, daß aber in jenen Ländern, wo die Religion am wenigsten Grund und Boden im Leben des Volkes mehr hat, die Selbstmordziffern am raschesten und meisten steigen.

Nach diesen Beobachtungen liefert der Protestantismus die zahlreichsten Selbstmörder; so kommen nach Morfelli im Durchschnitt auf 1 million Selbstmörder

Griechen	40
Katholiken	58
Gemischte Bevölkerung	98
Protestanten	190

In Oesterreich kommen auf 1 million Selbstmörder	
Juden	30
Griechen	99
Katholiken	100
Protestanten	123

Diese Berechnungen haben nur einen Fehler, — sie entsprechen nicht dem tatsächlichen Stande der Dinge. In den Ländern Centralearopas hat die Religion in den großen Massen den Einfluß auf das Leben verloren, und wenn die Selbstmordziffer bei den „Protestanten“ sich höher stellt als bei „Katholiken“ oder Griechen, so liegt der Grund eher darin, daß die protestantischen Staaten gewöhnlich eine höhere Entwicklungsstufe als die katholischen Länder erklommen haben, obwohl dies nicht immer der Fall ist.

Viel richtiger ist die Bemerkung, daß nicht die Konfession, sondern der Grad religiösen Lebens und Fühlens in einem gewissen Verhältnis zu der Zahl der Selbstmorde stet und daß Länder, deren Bevölkerung noch im Banne der Religion sich befinden, nur wenige Selbstmorde zählen. In der folgenden Tabelle wird der Leser warnen, daß es in unserem Falle nicht darauf ankommt, was für eine Religion, sondern in welchem Grade dieselbe Einfluß auf ein Volk nimmt. So zählt auf je 1 million Einw.

Spanien, ein katholisches Land	17	Selbstmörder,
Portugal "	13	"
Italien "	32	"
Belgien "	68	"
Frankreich "	150	"

Es stehen also Religion und Selbstmord in einem gewissen Wechselverhältnisse zu einander, und es fragt sich nur, ob die Religion ein Recht besitze, den Abfall von ihr als den Grund der Selbstmordmanie unserer Tage anzuklagen.

Darwin nennt den Selbstmord ein Züchtungsmittel; die Geisteskranken und Melancholischen werden im Kampfe ums Dasein dahingerafft, als schwach und untauglich. Für den Zweck unserer Abhandlung birgt diese Erklärung keinen Nutzen; denn es bleibt

immer noch die Frage offen, warum und wodurch so viele dem Wahnsinn und der Melancholie verfallen und warum unsere Civilisation solche Gesetze des Kampfes ums Dasein, anstatt zu mildern, verschärft und in deren Wirkung erhöht. Wozu diene denn auch unser ganzer Fortschritt, wenn er nicht den Menschen befähigen sollte, gewappnet in diesen Kampf zu ziehen und mit möglichst geringen Opfern und als Sieger aus demselben hervorzugehen!

Der Selbstmord als ein Züchtungsmittel, als Episode in dem Kampfe ums Dasein kommt allerdings bei uncivilisirten Völkern vor; — bei diesen herrscht, wie z. B. bei den Rothhäuten Amerikas, die Sitte, daß altersschwache Greise und hilflose Kranke, die an den Jüngen ihres Stammes nicht mehr teilnehmen können, sich selbst töten. Aber es liegt doch ein gewaltiger Unterschied zwischen diesem — ich möchte sagen — primitiven Selbstmord des Barbaren und der im goldnen Lichte der modernen Civilisation gezeitigten faulen Frucht der Selbstmordmanie; — jene Selbstmörder unter den Rothhäuten verüben die graue Tat nur dann, wenn sie nicht mehr leben können; sie fragen sich nicht, ob das Leben des Lebens wert, ob es Gewinn oder Schaden; sie töten sich, weil ihnen die weitere Möglichkeit der Existenz abgeschnitten, sie töten sich, weil man sie anderenfalls — töten würde; sie ziehen einfach, nicht das Sterben dem Leben, sondern nur den freiwilligen Tod dem gewaltsamen Tode vor, wie ja selbst heutzutage Europa zahlreiche solcher Greise, die unsere Civilisation, anstatt zu töten, in Armenhäusern steckt, dem langsamen Entbehrgestode daselbst zwischen feuchten Mauern und bei schimmeligem Brod den schneller erslösenden Selbstmord vorziehen.

Aber wie gesagt, Zweck und Ziel unserer Kultur sind andere, und vor allem durchaus praktische, die düsteren Erscheinungen des Kampfes ums Dasein milbernde.

Niemand baut einen goldenen Palast, um darin auf Stroh zu ruhen und das Wesen aller Civilisation besteht einzig in dem Drange nach Verbesserung und Verannemlichung des Lebens. Je höher die Kultur eines Volkes, um desto höher dessen Ansprüche an das Leben, und was den Menschen aus der Tierheit erhob, war kein etwa von der Natur friher entworfener Plan, sondern des Menschen Streben und Bemühen, nicht allein zu leben, sondern auch möglichst angenehm zu leben. Deshalb ist auch jeder Kampf eines Volkes für Verbesserung seiner Lage und Verfeinerung seines Lebens ein Kulturkampf und umgekehrt zeigt jede Kultur eine Tätigkeit nach drei Richtungen hin, die alle aber demselben Geetze gehorchen: dem Drang nach einem besseren Dasein. Diese drei Richtungen sind folgende:

- 1) Das Bestreben, des Menschen Wissen über Zeit und Raum auszudehnen, um beide zu beherrschen, d. h. die Wissenschaft.
- 2) Das Bestreben, das Leben in seiner Vollendung darzustellen, d. h. die Kunst.
- 3) Das Bestreben, die Erde und deren Schätze auszunutzen, zu verarbeiten und dem Leben dienstbar zu machen, d. h. die Arbeit.

Wissenschaft — Kunst — Arbeit, — das menschliche Schaffen in einem Worte, haben das eine und gleiche Ziel und je klarer dieses Ziel einem Volke wird, um desto fortgeschrittener ist das letztere, um desto höher stet seine Kultur. Mit dem Steigen dieser Kultur, der Verallgemeinerung der Wissenschaft und dem damit verbundenen Zusammenbruche des alten Volksglaubens, mit dem immer lauter werdenden Rufe nach Schönheit im Leben, steigt auch der Wert dieses letzteren auf der einen Seite rasch und bedeutend, während er auf der anderen Seite — als bloßes Vegetiren — entschieden fällt. Das heißt: die Kultur stet heutzutage zu hoch, als daß der Mensch nur einfach leben wollte; er will mit Unnemlichkeit leben. Arbeit, Kunst und Wissenschaft haben zwei Fartaufende nach dieser Richtung hin gearbeitet und arbeiten daran weiter.

Man nennt unsere Zeit die des Materialismus, und das Wort ist war, insofern man jene Weltanschauung, die in dem Genuße des Lebens den Zweck desselben erblickt, materialistisch zu nennen beliebt. Wir aber stecken noch in den Kinderschuhen des Materialismus und wie Kinder bemerken wir an ihm nur das glänzende und angenehme, den Genuß, ohne seine ernste Forderung der Arbeit warnen zu wollen. Und auf dieser einseitigen und unrichtigen Auffassung des Materialismus beruht das schwankende, charakterlose Bild unserer Zeit, die einreißende feige Fahnenflucht vor dem Ernste des Lebens, die Erscheinung der Selbstmordseuche unserer Tage.

Was diese letzteren in einem einzigen Zuge trefflich zeichnet, ist der unsittliche Gedanke, der wie ein roter Faden sich durch alle ihre Aeußerungen zieht: one Arbeit zu genießen. Daß die Kinder die Sünden der Väter büßen müssen, bewährt sich vollständig in der Weltgeschichte; denn diese ist nichts anderes als eine unerbittliche Folge von Ursache und Wirkung. Das Recht des Stärkeren nun, auf dem der mittelalterliche Staat sich aufgebaut hatte, und welches lehrt Früchte pflücken, die man nicht gesät, herrscht in unserer Zeit um vieles brutaler noch als ehedem, der Mensch ist klüger, aber nicht besser geworden, er will das Leben voll genießen, aber er scheut noch immer das einzige Mittel, das ihn dazu berechtigt, die Arbeit. Dieser unsittliche Zug unsrer Zeit, auf Kosten anderer zu genießen wird überall angetroffen, in der Politik wie in der Diplomatie; — ihm verdankt das Börsenwesen seinen ungeheuren Aufschwung, und in sein Schuldbuch muß die Zunahme der Verbrechen aller Art eingetragen werden; — Prostitution und Selbstmord kommen aus seinem Schoße. Blicken wir über den Rhein; Frankreich, jenes Land, das stets den Stempel der Zeit an seiner Stirn am deutlichsten trägt, zählt heute bereits mehr als 2¼ Millionen Rentner, d. h. von hundert Franzosen betätigen sich heute, sei es in der Warenerzeugung oder dem Betriebe der Waren, im Staatsdienste, in der Wissenschaft oder in der Kunst, nur mehr 94; gehen die Dinge in solcher Weise vorwärts und befinden sich in demselben Frankreich, das vor etwas mehr als 150 Jahren unter je zehn Franzosen einen Bettler zählte, in zehn Jahren nur mehr neunzig, in zwanzig Jahren nur mehr achtzig unter hundert u. s. w. u. s. w., bei der nationalen Arbeit, wohin soll das schließlich führen? —

Ohne Zweifel dorthin, wohin die Weltgeschichte das alte Rom und alle anderen Staaten mit ähnlichen Zuständen noch geführt hat: zum Untergang. Wie der Leser aus dem früheren weiß, liegt in der Arbeit eines Volkes die Zukunft seiner Kultur, und Rom ging nicht unter, weil es materialistisch geworden war oder ein Kaiserreich, sondern weil es genießen wollte, one zu arbeiten.

Das erste Resultat dieser schädlichen Sinnesrichtung ist der krasseste Egoismus, der sein Glück nur auf dem Ruin von hundertern aufbauen kann. Die Jagd nach Reichthümern wirkt an sich schon vergiftend, das Glück des einen demoralisirt tausende, das Leben verliert jede Weihe, es heißt: ruiniren oder — ruinirt werden. Wen wunderis dann wol, daß so manchen der Efel über dieses Treiben übermant, daß das Leben zu einer wertlosen Anweisung auf unerreichbare Güter wird und wir die grausige Zal zu lesen bekommen: Eine million Selbstmörder in 20 Jahren! Dieses feige Aufgeben des Lebenskampfes sehen wir an allen Ecken und Enden: um den Genus mühelos zu erringen, verkauft der Mann seine Feder, das Weib seinen Leib, wird der eine zum Verbrecher und der andere zum Selbstmörder.

Der Leser wird jetzt one Zweifel einsehen, daß es für die Erklärung der Selbstmordseuche einen ganz anderen Standpunkt gibt, als den kurzsichtigen und kindischen der Konfession; es ist tatsächlich der Aufschwung aller gesellschaftlichen Verhältnisse und die dieselben bedingende neue Weltanschauung, an deren Lichte der Giftapfel der Selbstmordsucht gezeitigt ward; nur absichtliche Blindheit kann es sein, die den Verfall der Religion für die Ursache dieser Krankheit ansieht. Der Zusammenbruch des Christentums

verschuldet den Selbstmord ebensowenig, als der Frühling den Sommer verschuldet; wie diese beiden aufeinander nach unabänderlichen Gesetzen folgen müssen und der eine beginnt, wenn der andere aufhört, so hat auch die Religion ihre Blütezeit, die ebenso berechtigt als der Frühling, die aber der allgemeinen Aufklärung ebenso sicher weichen muß, als der Frühling dem Sommer. Die wachsende Aufklärung und die damit verbundene Umwälzung auf gesellschaftlichem Gebiete untergraben die Religion und begünstigen, unter gewissen Umständen, den Selbstmord.

Hierin liegt auch der Grund dafür, daß gerade Länder mit den besten Schulen nicht die geringste Selbstmordziffer aufzuweisen haben. Solche Länder gehören nämlich zu den geistig und gesellschaftlich fortgeschrittenen und wie gewöhnlich die Schulen eines Landes das Spiegelbild desselben bieten, so wird auch eine Musterschule aus unseren Tagen neben allem Glanz und Licht, das sie verbreitet, auch tiefe, lange Schatten werfen müssen. Was unserm öffentlichen Leben bei allem äußeren Schimmer des Fortschritts, und bei aller Entfaltung von Wissenschaft, Kunst und Industrie fehlt, die Sittlichkeit des Gebarens und die Innerlichkeit des Wesens, das fehlt in gleichem Maße der Schule, auch unsrer deutschen Schule. Und wie unsere Zeit sittlich werden, d. h. lernen muß, die tolle Jagd nach dem Genuße aufzugeben und diesen Genuß als Aequivalent seines eigenen Schaffens anzusehen, so muß auch die deutsche Schule — soll sie eine Schule für das Leben sein — eines vor allem werden, nämlich moralisch.

Moral — viel und mit Recht verlästertes Wort! Der faden-scheinige Mantel für jede, auch die größte Heuchelei — wer wollte ihn über die unbefangene Jugend werfen! Von solch' einer Moral ist hier allerdings nicht die Rede, auch nicht von einem „Leit-faden der Moral, steif gebunden 30 Pfennige“; hier handelt's sich nur um eines: daß die Schule die Jugend moralisch bildet, in dem sie es ihr zum Lebensprinzip macht, der Menschheit und sich selbst zu leben durch nützliche Arbeit und heiteren Genuß. Was unsere Kinder in der Schule heutzutage lernen, gleicht einem Schiff voll Schätzen, aber one Segel und Ruder; sie lernen viel und gutes, aber nicht das beste, das erlernte würdig zu gebrauchen; ihr Herz bleibt kalt und ungebildet, das Schiff tomt nicht hinaus auf die hohe See eines bewußten edlen Lebens-zieles, es schaukelt und schwankt und get schließlich unter in der tosenden Brandung des ungemessenen Egoismus unsrerer Zeit.

Um nur ein Mittel zur moralischen Erziehung der Jugend zu nennen, verweise ich auf die Weltgeschichte. Was macht nicht aus ihr unsere Schule? Was der Schüler davon hört, ist, gelinde gesagt, eine Diebs- und Kriegsgeschichte, wie ein König dem andern ein Land abjagte und ein Eroberer dem andern die Beute abnam. Kein Wort von den Gesetzen des Verdens und Bergebens von Kulturen und Nationen, von der Arbeit der Völker und der Anschauung des einzelnen wie des ganzen, kein Wort vor allem von der Wahrheit, die uns die Weltgeschichte in jedem Kapitel ihres großen Buches predigt, daß in der Arbeit eines Volkes die Zukunft seiner Kultur liege.

Möge der Leser freundlich entschuldigen, daß ihn mein Gedankengang vom Selbstmorde hinüber in die Schule geführt hat; aber was wir in der Schule säen, ernten wir im Leben und leider führt oft auch die Schule — zum Selbstmord.

## Die Entstehung der Familie und der Gesellschaft.

Von E. Lübeck.

(Schluß.)

Wir müssen das Moment der Gesellschaftsbildung fixiren.

Das Jahrhunderte oder Jahrtausende ausfüllende Herden- oder Hordenleben weicht dem seßhaften. Die Macht der Raubtiere ist gebrochen, aus dem Kampfe mit ihnen auf der ganzen Linie die Gesellung als Siegerin hervorgegangen. Das Gebiet, auf dem die Menschen vorher nichts weiter als Jagdobjekte waren, auf dem sie ein fried- und freudloses Leben führten, ist von ihnen erobert worden. Die Raubtiere sind zwar noch nicht ganz ausgerottet, sie belästigen zwar noch die Gesellung, doch ist ihre Zal reduziert und ihre Macht durch die höher entwickelte Organisation der menschlichen Abwehr gebrochen. Die Menschen sind in den Jagdgründen Konkurrenten der Raubtiere geworden. Nicht überall aber vermögen die Jagdgründe eine Gesellung zu ernähren, und das Denken und Sinnen der einzelnen, die Naturbeobachtung führt dazu, die harmlosen Tiere dem Menschen dienstbar zu machen.

Neben dem Jägerleben entwickelt sich das Hirtenleben. Die Jäger beziehen wie die Hirten viele Gebiete, sie zerstreuen sich. Die Gesellung zerfällt in verschiedene Gruppen, die Gruppen wiederum zerfallen in Unterabteilungen. Jedoch hat man es nicht mit einer vollen Ablösung, einem Abstreifen und Verlieren einzelner Teile zu tun. Ein gemeinsames Band, daß die Gesamtheit umschlingt, bleibt erhalten. Bei jeder ernststen Gefahr, bei jeder Veränderung des Niederlassens, kurz bei allen wichtigen Anlässen schließen die Reihen sich wieder und bewerkstelligen die einzelnen Teile ihre Vereinigung mit einander oder mit dem Hauptkorps.

Wir können diese Erscheinung bei verschiedenen Gesellschaftstieren und auch bei den nomadirenden Völkern der Gegenwart beobachten. Drot ein Zusammenstoß mit einem mächtigen Feinde, handelt es sich um ein Aufgeben der Niederlassung — gleich ist alles benachrichtigt, kein werhaftes Glied der Gesamtheit fehlt im



Augenblicke der Gefahr und keiner der Genossen, der die Beschwerlichkeit der neuen Wanderung zu ertragen vermag, bleibt zurück.

Diese Organisation ist die Gesellschaft.

Noch gibt es im Rahmen derselben keine Familie, keinen Familienfuss, keine Familienmoral. Wie bei den Wandervögeln, so werden bei den nomadisierenden Völkern die Kranken und Schwachen, die Greise entweder getötet oder zurück gelassen. Man kennt keine Rücksichten, keine Pietät, — weil keine Familie da ist.

Diese Gesellschaft hat bereits eine hohe Kultur erlangt, hoch wenigstens im Verhältnis zu denjenigen der meisten Tiergesellschaften, übertroffen vielleicht von einzelnen derselben, deren Entwicklung unter günstigeren Verhältnissen vor sich ging.

Das nomadisierende Hirten- und Jägerleben besitzt einen Anflug von Sesshaftigkeit. Man wechselt den Aufenthaltsort erst dann, wenn die Weidestellen, auf denen man sich niedergelassen hat, abgenutzt oder die Jagdgründe erschöpft sind. Die Frauen finden eine höhere wirtschaftliche Verwertung, sie müssen allerlei den Männern unbequeme Arbeiten verrichten, und diese, entlastet, denken mehr an die Steigerung der Annehmlichkeiten des Lebens. Der sinnlichen Liebe wird mehr nachgegangen, die Reize des Weibes beginnen eine größere Anziehungskraft auf die Männer auszuüben. Man beginnt zu wählen, sich abzusondern und diese Absonderung wird begünstigt durch die Zerstreuung der Gesellschaft über eine weite Fläche und durch Nahrungsverhältnisse. Der kräftigere und mutigere Mann nimmt viele und die schönsten Weiber in Beschlag, der schwächere muß sich mit dem Ueberreste begnügen. Weiber ausschließlich zu besitzen wird endlich das Recht des Stärkeren, des Führers der Gruppe, der über ausreichende Existenzmittel und über die Macht verfügt, diese und die Weiber zu behaupten. Soziale Kämpfe von langer Dauer führen endlich dazu, aus dem Rechte des Stärkeren, Weiber zu besitzen, ein allgemeines zu machen, und je nach der Anzahl der Weiber und dem Quantum der vorhandenen Nahrung erfolgt die Verteilung.

Von einer Ehe ist hier noch nicht die Rede, das Weib wird eben wie eine Ware besessen, es ist rechtlos und kann zu jeder Zeit, wenn es den Anforderungen seines Besitzers nicht mehr entspricht, verstoßen oder auch getötet werden. Der Boden, auf dem sich die Ehe und die Familie entwickeln kann, ist jedoch schon gegeben, und der Uebergang dazu erfolgt im Augenblicke, wo die nomadisierenden Hirtenvölker sesshaft werden.

Ehe wir uns dieser Entwicklung zuwenden, seien hier noch einige andere Punkte berührt, die von Wichtigkeit sind.

Es gab zweifellos Fälle, wo das Weib spärlich in der Gesellschaft vertreten war, oder wo sein Besitz zu einem ausschließlichen Monopol des oder der Mächtigen wurde. Dort bildeten sich neben der Vielmännerei Verhältnisse des geschlechtlichen Verkehrs aus (Päderastie, Sodomiterei u. s. w.), die wir vom heutigen Standpunkte als ungeheure Ausschreitungen auffassen.

Der Vielmännerei begegnen wir im alten Sparta und heute noch bei den Eskimos, den Alëuten, Korjaken und Koluſchen, bei Indianerstämmen in Nordamerika, im südlichen Indien unter einzelnen Stämmen des Nilgogergebirges, wo alle Brüder die Männer der Frau des verstorbenen Bruders und umgekehrt die jüngeren Schwestern der verstorbenen Gemalin die Frauen der Ehegenossenschaft werden. Auch in Tibet herrscht unter den Brüdern und anderen Verwandten Frauengemeinschaft, ebenso bei einzelnen Völkern Südafrikas. Meist wird die Frau von den Genossen gekauft und dann nur als Ware gebraucht.

Im allgemeinen scheint in der ursprünglichen Gesellschaft Ueberfluß an Frauen vorhanden gewesen zu sein, weit überwiegend wenigstens bei den alten Völkern die Vielweiberei.

Ein verhältnismäßig nur kleiner Teil der Erdbevölkerung vertauschte die Weibergemeinschaft schließlich mit der Einehe. Es sind dies diejenigen, welche nach langen, beschwerlichen und häufig mit großen Gefahren verknüpften Wanderungen nördliche Gebiete okkupieren, die nicht, wie die südlichen, einen Ueberfluß von Nahrung bieten, sondern eine fleißige und hauswirthschaftliche Wirtschaft erfordern. Der weibliche Teil der Bevölkerung mag auf diesen Wanderungen stark zusammengeschmolzen sein und man wird keinen Ueberfluß an Weibern haben.

Es kann übrigens bei der Beurteilung des Kulturzustandes eines Volkes weniger darauf ankommen, ob die Familie eine oder mehrere Frauen zält, oder ob eine Frau viele Männer besitzt. Die Frage der Einehe oder der Vielweiberei u. s. w. hängt wesentlich von bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen, namentlich von der Zahl der vorhandenen Frauen ab. Auch wo Vielweiberei herrscht, kann eine große Kultur sich entwickeln, wir erinnern nur

an die der Araber. Wenn wir sie bei den heutigen Völkern vermissen, so fallen dafür doch in erster Reihe andere Ursachen, als die Einrichtung der Vielweiberei in Betracht. Trifft die Familie eine Schuld, so ist diese allein in der mangelnden Bildung und in ökonomischen Misverhältnissen, die das Familienleben beeinflussen, zu suchen.

Im allgemeinen geben wir der Einehe den Vorzug. Wo Vielweiberei herrscht, get das Leben der Frau in der Regel in Konkurrenzkämpfen gegen ihre Rivalinnen auf, die Kindererziehung verkümmert und für die Kulturarbeit eines Volkes get somit die Kraft des Weibes gänzlich verloren.

Ungleich mehr in Betracht fällt das Weib in der Einehe, wenn ihr auch eine untergeordnete Stellung und als einziger Kulturarbeitskreis die Kindererziehung überwiesen ist. Blicken wir in die Geschichte der Menschheit zurück, so müssen wir zugeben, daß das Weib auf diesem beschränkten Gebiete Großes geleistet hat. Vermittelnd trat es in roher Zeit und tritt es noch heute zwischen die absolute väterliche Gewalt und die Kinder und überträgt der neuen Generation von der Milde und Sanftmut, die sie selbst befeelt. So vollzieht sich unter der Berührung ihres Geistes allmählich ein leiser, fittlicher Umschwung; die Despotie in der Familie beginnt zu schwinden und auf der andern Seite auch die stumme Sklaverei. Beeinflusst durch die Familie entwickelt die Gesellschaft sich humaner, freier und erhebt unter der unmerklichen Führung des Weibes eine höhere Stufe der menschlichen Kultur.

Der Kulturfortschritt ist also auch an die größere Selbständigkeit des Weibes geknüpft. Getrost darf man behaupten, daß im allgemeinen kein sklavisch gehaltenes Weib freie Männer erziehen, und umgekehrt, kein freies Knechte oder Sklaven erziehen wird.

Rehren wir zu unrer Untersuchung zurück. Wir haben die Gesellschaft nach langer Wanderung sesshaft werden. Zum Teil schon früher ist in ihr das demokratische Prinzip zum Durchbruch gelangt; Rechte und Pflichten sind gleichmäßig verteilt, die Genossen sind gleichberechtigt geworden. Bei der Sesshaftwerdung des Jägervolkes werden die Waffen und Jagdbezirke, bei den Hirtenvölkern das Vieh und die Weiden, bei beiden auch die Weiber gleichmäßig verteilt. Der Mann ist nicht sein ausschließlicher Eigentümer, das Weib gehört wie das Arbeitsgerät der Gesellschaft, es ist Eigentum der Gemeinschaft und wird bei dem periodischen Austausch der Waffen, der Arbeitsgeräte u. s. w. mit ausgewechselt. Wir erinnern übrigens an die alten sesshaften Germanen, welche jedem Gaste Weib und Töchter preisgaben und dadurch im Grunde nur konstatierten, daß das Weib kein ausschließliches Eigentum des einzelnen, sondern jedem Genossen zur Verfügung stand, also immer noch Gemeineigentum war. — Das Gleiche geschieht noch heute im Norden Rußlands, bei den Comantschen, bei den Alëuten, bei den Eskimos, auf Kamtschatka und in Bessarabien.

Wir wissen, daß man diese Seite der altgermanischen Gastfreundschaft auf religiöse Motive zurückgeführt hat. Sie entspricht aber durchaus den sozialen Einrichtungen ihrer Zeit und bedarf keinerlei religiöser Motivierung. Uebrigens ist alle Religion ein Ausfluß sozialer Zustände.

Zimmerhin sind jetzt die Grundbedingungen der Familien gewonnen und die Gesellschaft tritt nun in eine ihrer wichtigsten Perioden, in die der Familienbildung, welche einen Wendepunkt aus immer noch rohen Zuständen in die Civilisation für die eben gezeichnete Gesellschaft bedeutet.

Die Lage des Weibes bleibt indes noch lange eine trostlose. Der Mann aber ist nicht auf die eine Frau beschränkt, die die Gesellschaft ihm angewiesen hat. Er ist ihr Herr, nicht ihr Gesarte, sein Wille ist ihr Gesetz; er dagegen hat ein Recht über des Weibes Kraft, seinen Leib und sein Leben, und kann es von sich treiben, wenn er seiner überdrüssig wird. Die Frau kann sich dann einen andern Herrn suchen, und ihm stet es unbenommen, sie durch ein oder mehrere Weiber zu ersetzen. Der Schutz, die Nahrung, die ihr gewärt werden, sind Gnabenakte, Rücksichten auf die Förderung des eignen Vols. Sie hat kein Recht, sie ist nur geduldet und muß diese Duldung bei jeder Gelegenheit fülen und durch die schwersten Arbeiten für den Schutz, der ihr gewärt wird, erkentlich sein.

Die Arbeitskraft des Weibes beginnt schwerer als bisher ins Gewicht zu fallen, der Mann sucht die tüchtige Kraft und es erwacht in ihm der Wunsch, die Frau, die ihm zugewiesen ist und die sich in der Haushaltung und Wirtschaft bewährt hat, zu erhalten. Die periodische Auswechslung der Weiber hört auf und

es erhalten sich in Erinnerung an die ursprüngliche Gemeinschaft ihres Besitzes nur Gebräuche, wie wir sie bei den alten Germanen u. s. w. finden. Anfänglich bestimmt noch die Gesellschaft dem zum Manne herangereiften Jünglinge das Weib und weist ihm seine Existenzmittel an. Später wird dies dem Vater überlassen, in dessen Haus und Gewalt der Sohn auch dann verbleibt, wenn er sich verheiratet. Er bringt die Frau in sein elterliches Haus und führt in ihrer Person dem Vater und Hausherrn eine Magd zu. Es kann auch das entgegengesetzte Verhältnis eintreten, daß der Sohn als Knecht in das Haus des Schwiegervaters tritt, immer aber findet er in einer der beiden Familien ein gesichertes Unterkommen. Die Stellung der Frau hat sich scheinbar nur wenig verändert, doch ist sie selbst Herrin des Hauses und ihre Stimme von großem Einfluß geworden, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in Beziehung auf die Entwicklung des Familien- und damit auch des Gesellschaftslebens.

Die Spuren des ursprünglichen Familienlebens sind übrigens noch bei allen Völkern, selbst bei denjenigen sichtbar, welche sich ihrer nicht mehr erinnern und den Zustand der gesellschaftlichen Auflösung erreicht haben. Zu diesen Spuren zählen wir auch eine gesellschaftliche Erscheinung, die unsrer Annahme zu widersprechen scheint. In Java und Indien wie in Peru und Mexiko, bei den Schwarzen Afrikas wie bei den Indogermanen Europas sieht man die Dorfgemeinschaft als elementare soziale Gruppe das Land besitzen und den temporären Niesbrauch desselben unter alle Familien gleich verteilen. Ueberall kann man zugleich gewisse patriarchalische Züge bemerken, welche die Dorfgemeinschaft als die Glieder einer großen Familie erscheinen lassen. Die Dorfgemeinschaft fällt zusammen mit der Geschlechts-gemeinschaft, welche ein gemeinsames Stammgut bewirtschaftet. Dieser Erscheinung begegnen wir auch noch in der Gegenwart, z. B. bei den Südslaven. In der Zeit, als diese in der Geschichte auftreten, haben sie dem Hirtenleben noch nicht ganz entsagt, wol aber zum Teil schon dem nomadischen Umherziehen. Das Land gehörte der Gmina (Gemeinde, Kommune), welche jedes Jar in allgemeiner Volksversammlung die Teilung des Bodens unter alle Glieder des Klans vollzog. Der jährliche Besitz kam den patriarchalen Familien zu im Verhältnis zur Zahl der Individuen, aus welchen sie bestanden. An der Spitze jeder Familie stand ein Oberhaupt, der Hózpodar, den sie selbst wählte. Die soziale Einheit, die bürgerliche Korporation, welche das Land besitzt, ist heute noch die Hausgemeinschaft, d. h. die Vereinigung der Abkömmlinge desselben Stammvaters, welche dasselbe Haus oder den-

selben Hof bewonen, gemeinsam arbeiten und die Produkte der ländlichen Arbeit gemeinsam verzehren. Das Haupt der Familie leitet die gemeinsamen Angelegenheiten; er kauft und verkauft die Produkte im Namen der Genossenschaft, wie etwa der Direktor einer Aktiengesellschaft. Er ordnet die auszuführenden Arbeiten an, aber im Einverständnis mit den Seinigen, welche jedesmal zur Beratung zusammentreten, wenn es sich um wichtigere Angelegenheiten handelt. Er vertritt die Kommunion in ihren Geschäften mit dritten und in ihren Beziehungen zum Staat; er schlichtet häusliche Streitigkeiten; er ist der Vormund der Minderjährigen. Der Hózpodar hat die ausübende, die Hausgenossen üben die gesetzgebende Gewalt u. s. w.

Wir hätten hier nichts andres, als eine aus patriarchalischen Familien zusammengesetzte Gesellschaft, die im Begriffe stiet, das herumziehende, das Hirtenleben mit dem sesshaften zu vertauschen.

Es würde diese Erscheinung gegen unsre Auffassung sprechen, wenn man das herumziehende, das Hirtenleben als das ursprüngliche der Gesellung betrachten könnte, wenn also aus der ersten Gesellung zum sesshaften Leben nur ein Schritt wäre. Die in Rede stehende Gesellschaft hat aber bereits ein Jahrhundert- oder jartausendelanges Leben hinter sich, in dessen Verlauf sie die verschiedensten Entwicklungsstufen, und unter ihnen auch die der Familienbildung passiert hat. Hier ist man bereits über die ersten Anfänge hinaus; es hat in den Hausgenossenschaften unter den männlichen Genossen eine radikale Reform stattgefunden. An Stelle des bisher durch die Geburt, beziehungsweise das Alter, bestimmten Familienoberhauptes tritt das von der Genossenschaft frei gewählte. Das Weib ist bei dieser Reform leer ausgegangen; seine Stellung in der Familie hat keine Veränderung erhalten. Nur die Frau des Familienoberhauptes erhebt sich größeren Ansehens, ihr ist die Verwaltung des Hauswesens unterstellt und ihrem Willen sind Töchter und Schwiegertöchter unbedingten Gehorsam schuldig.

In dieser geschlossenen Familienwirtschaft, in der Gemeinwirtschaft der Gemeinde und der Gesellschaft ist das Familienleben gegen alle Existenzjorgen geschützt. Bildung und Aufklärung hier hineingetragen, und es muß eine annähernd ideale Stufe seiner Entwicklung erreichen. Hier findet die durch wirtschaftliche Notstände geschaffene gewerbsmäßige Prostitution keinen Boden, weil es an einem Anlaß zu ihrer Enttötung fehlt, da für Lebensunterhalt und Beschäftigung hinreichend gesorgt ist. Auch das Verbrechen wird man hier vergeblich suchen, wenigstens in den Dimensionen jener Völker, welche das Band der alten, geschlossenen Wirtschaft gesprengt haben.

## Städtebilder vom Bodensee.

Von Luise Otto.

### II. Lindau.

Lindau ist für uns Nord- und Mitteldeutsche die Pforte zur Schweiz. Es ist so bequem im Norden oder mitten im Herzen Deutschlands ein Schnellzugbillet bis Lindau zu lösen, Tag und Nacht im selben Coupé heimlich zu sein, und es nicht früher zu verlassen, bis der Ruf: „Lindau“ ertönt und wir über den langen, zur Brücke werdenden Eisenbahndamm gefahren sind und uns erst schon dicht am Bodensee, dann auf seiner reizendsten Insel selbst befinden.

Im ersten Moment der Ankunft selbst haben wir freilich nicht viel Zeit, um uns zu schauen — denn da der Zug an Ziele ist und hier alle seine Passagiere absetzt, sie nun auf den Seeweg verweisend, da die Eisenbahnen zu Ende, so hat man nur acht darauf, wie und wo man ein Unterkommen in einem der Hôtels am See findet — denn wer möchte hier anders wohnen, als da, wo man den Blick auf ihn frei hat und auf die großartige Szenerie seiner Ufer — die Alpen mit der Jungfrau? — Und ist man nun hier glücklich unter Dach in einem Zimmer, das uns vergönt hinauszu schauen auf den See, der entweder in seinem eigentümlichen Smaragd, über den ein in kleinen Crystallpunkten im Sonnenlicht aufhüpfendes Gestirmer zu uns aufblitz, oder aus welchem von inneren und oberen Stürmen getrieben, dunkelgrüne Wellen emporspringen, die weiße Schaumkronen tragen, unter denen silberne Wädhnen hervorplattern — so nimt uns dies herrliche Wasser allein so gefangen, daß wir die kleine Stadt, die hinter unserem Hôtel gelegen, ganz vergessen, und lieber ein Seebild geben möchten als ein Städtebild.

Doch wir haben uns zu einem solchen verpflichtet und müssen schon von jenem den Blick losreißen, obwohl er diesem sein eigentümliches Gepräge gibt. Denn der weite Hafen vermittelt zu ihren Hauptverkehr nach allen Richtungen des Bodensees, mit der Schweiz, Oesterreich

(Bregenz), Württemberg (Friedrichshafen), Baden (Konstanz) — an ihm hat auch die dankbare Stadt König Max II., der ihn erbauen ließ, ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Dem Förderer des Verkehrs, Erbauer dieses Hafens und Bollender der durch Ludwig I. begonnenen Südnordbahn die dadurch verbundenen Städte 1856.“ Die Wappen derselben sind am Hauptgestell angebracht, daß die vier symbolischen Gestalten der Schifffahrt, des Handels, der Industrie und Wissenschaft umgeben. Auf der Südspitze des Molo befindet sich auf einem Granitsockel ein sitzender Löwe aus Stein, gegen 7 Meter hoch. Beide nach Entwürfen des Bildhauers Halbig. Auf dem nördlichen Ende stet der stattliche Leuchtturm, dessen warnendes Licht schon vieles Unglück verhütet. Denn auch der Bodensee rast oft „und will sein Opfer haben“, und es ist nicht nur in den Äquinoxtialstürmen im Herbst und Frühling, sondern auch im Morgen- und Abendnebel nicht gut sein darauf. Diese Nebel verhindern oft die Schiffe, einander gegenseitig zu rechter Zeit zum gefahrlosen Ausweichen und Lenken zu erkennen. Daher sind auch in solchen Zeiten Abgang und Ankunft der Dampfschiffe bitter unregelmäßig. Daß die Schifffahrt im Winter ganz aufhört und der See gefriert, gehört zu den großen Ausnahmen, zu den noch größeren die, daß er ganz zufriert wie im vorigen Jare und zur Eisbahn benutzt werden kann. Man weiß noch aus dem damals durch alle Zeitungen gehenden Berichte des seltenen Ereignisses, welches rege Leben sich damals darauf entwickelte.

Doch die Seentze hat es mir angetan — sie ziet mich immer wieder zu sich zurück.

Die Stadt selbst — vielleicht schon von den alten Römern angelegt, war einst eine wichtige freie deutsche Reichsstadt und Festung, wie bedeutende Handelsstadt, jetzt zält sie nur etwa 4—5000 Einwohner und erscheint wie ein kleines, altes und winkliches Landstädtchen. Doch mersicht die alten Gassen und Gäßlein treulich an und gemahnt das altertümliche Rathaus, das im Jare 1422 erbaut ward und noch gar wol erhalten ist, an die ehemalige Machtstellung im Mittelalter. Schön ist auch die Peterskirche mit Fresken von Zeitblam, die Krönung Marias darstellend. Die noch stehende Heidenmauer soll römischen Ursprungs sein. Aber der noch stehende Heidenturm erhielt im Mittelalter eine traurige

Verühmtheit. In ihm wurden die schlimmsten Verbrecher in schauerlicher Haft gehalten und verließen ihn meist nur, um den Weg auf den Richtplatz zurückzulegen. Dann gab es für sie nur eine Möglichkeit der Rettung. Befaulich befand sich auch ein Frauenkloster in Lindau, das sehr reich dotirt war, aber auch große Macht besaß. Die Aebtissin war gefürchtet, hatte auf dem Reichstag mit Sitz und Stimme und nam ihren Platz dort ein unter den Fürsten und Herren. Sie hatte und übte auch das Recht der Gnade. Wenn in Lindau ein Verbrecher zum Tode verurteilt war, so durfte er sie anrufen, ihr Botschaft senden — und sie durfte, gleichviel ob sie dieselbe empfing oder nicht, Gnade an ihm üben — doch erst auf dem Richtplatz selbst. Im Mittelalter ließen sich die Bürger nicht gern um ein Schauspiel bringen und ein solches war es immer, wenn ein Schaffot aufgebaut und Verbrecher „auf dem Schinderhaken“ dahin gefahren oder am Strang bis zum Galgen gezerrt wurden. Wenn aber der Zug unterwegs war und das Armeisünderglöcklein läutete — dann erschien nicht selten die Aebtissin an der Spitze eines Zuges von Nonnen — vor ihr her wurde auf rotsamtenen Kisseln ein blanker Dolch getragen. Dies war das Zeichen der Gnade. Ehrfurchtsvoll machte selbst die rohste Menge den Nonnen Platz. Dann — an der Richtstätte angekommen, trat die Nonne neben den Henker und zerschchnitt mit dem Dolch den Strang, der den Verurteilten fesselte. Von diesem Augenblicke war er begnadigt, war frei — er konnte der Stadt und des Landes verwiesen werden — aber niemand durfte Hand an ihn legen. Ihm war seine Schuld vergeben.

Die Stätte, wo einst solche zugleich gräßliche wie weihevollte Dramen sich abspielten, wird jetzt durchschwärmt von der eleganten Fremdenchar, die jeden Sommer hier sich niederläßt und Unterkunft findet in den vielen stattlichen, aufs komfortabelste eingerichteten Hôtels und den vielen großen und kleinen Pensionen, die bis zum Schachenbad sich hinziehen. Seebäder und Milch- und Wolkenturanstalten, die herrliche Luft kräftigen fast jede wankende Gesundheit. Die Lindauer selbst verschwinden fast unter diesem aus allen Nationen kommenden Sommervölkchen. Doch wissen sie es auszunutzen und der Wohlstand der Stadt hebt sich jährlich, seit das Reisen eine so allgemeine Mode geworden ist.

Seit 1806 gehört Lindau bekanntlich zu Bayern. Am blühendsten ist sein Getreidehandel, die Kornkammer der Schweiz. Wie überall in Bayern gibt es auch große Brauereien und ebensowenig fehlt es an den betreffenden Bierlokalen. Doch tritt diese Liebhaberei nirgend aufdringlich in den Vordergrund.

## Wie man in Aegypten Steinkohlen sucht.

Es war an einem Nachmittag im Winter des Jahres 1860, als wir in Kairo, in unserem Salon auf dem Divan sitzend, den feinsten Koffa schlürfend und Tschibud schmauchend, uns über die Angelegenheiten in unserem fernen Vaterlande unterhielten. Die neuesten Zeitungen waren kurz vorher angekommen. Da meldete unser schwarzer Diener einen Araber auf Besuch an. Man befahl ihm, denselben hereinzuführen. Es geschah. Der Araber war ein noch junger Mann von etwa einigen dreißig Jahren mit äußerst lebhaften unruhigen Augen und einem ungemein verschmizten Gesichte. Nachdem wir uns in der üblichen ceremoniösen Weise des Landes begrüßt hatten, und dem Araber natürlich Tschibud und Kaffee gereicht worden, entwickelte sich die Unterhaltung alsbald von neuem. Der Araber sprach verhältnismäßig ganz ordentlich deutsch. Er erzählte uns, daß er von der Regierung nach Wien zu seiner Ausbildung in der Medizin und den Naturwissenschaften geschickt worden sei, und sich mehrere Jahre in der schönen österreichischen Kaiserstadt aufgehalten habe, während welcher Zeit er allerdings hätte mehr lernen können, als er wirklich getan. Wir kamen dann im Laufe des Gesprächs auf die Zustände Aegyptens, auf die Fruchtbarkeit, und auf seine fast unerhörlichen Hülfsmittel. Wir alle stimmten darin überein, daß es nur einer guten, sparsamen und fürsorgenden Regierung bedürfte, um Aegypten zu einem der gesegnetsten Länder der Welt zu machen. Es fiele, meinten wir, dem Lande nur eines: Holz oder Steinkohlen, um dasselbe bei der Wolfelheit der Arbeitskräfte, und bei der Intelligenz und Anstelligkeit der Araber sogar zu einem der ersten Industrieländer zu erheben.

„Holz oder Steinkohlen!“ sagte der Araber. „Ja, das ist es, was die Regierung selbst so sehr vermißt und so sehnlich wünscht, wäre es auch nur, weil sie meint, durch Schaffung einer bedeutenden Industrie ihre immer leereren Kassen besser füllen zu können. Ich selbst kann aus eigener Erfahrung davon erzählen. Die Sache ist folgende:

„Es sind ungefähr vier Jahre, als ich und zwei Freunde von mir, die zu gleicher Zeit mit mir in Wien Studien halber gewesen waren, zum Handelsminister beschieden wurden. Wir vernamen von demselben, daß sich die Regierung neuerdings entschlossen habe, nach Steinkohlen suchen zu lassen. Sie zweifelte nicht daran, daß es der Kolen genug im Lande gebe. Man habe sich nur noch nie mit dem nötigen Ernste und der hinlänglichen Sachkenntnis der wichtigen Angelegenheit hingegen. Er, der Handelsminister, hoffe, daß wir in Wien das Erforderliche gelernt, und so wieder gut machen würden, was bei früheren Nachforschungen gefehlt und vernachlässigt worden sei. Er schloß mit einer nur zu deutlichen Drohung, daß wir ja nicht mit leeren Händen zurückkehren sollten. Nachdem er uns dann noch die Punkte, von denen aus unsere Kolenforschungen anzustellen hätten, so ungefähr bezeichnet, und uns mit einer bestimmten Summe Geldes an den Finanzminister gewiesen hatte, verließ er uns.

Uns war ganz verzweifelt zu Mute. Wir sprachen hierauf noch längere Zeit mit einander über den höchst fatalen Auftrag. Jeder von uns war ebenso besorgt als begierig, was das für eine Kolenfucherei geben, und wie das ganze endigen werde. Wir trennten uns, um möglichst bald unsere Mission anzutreten. Unsere sieben Sachen, die wir mitzunehmen bedürftig waren, ließen sich in der kürzesten Zeit ordnen, und so begaben wir uns, voll Resignation und Ergebung, wie es sich für einen Muhamedaner geziemt, fast gleichzeitig in die uns angewiesenen Gegenden. Mir wurde die arabische Wüste gegen das rote Meer hin bestimmt; dem zweiten die linke Seite des Nil, und der dritte sollte südlich von uns sein Glück versuchen.

Ich war von vier Dienern, die einige Grabwerkzeuge mitschleppten, begleitet. Nach einer höchst mühevollen Reise kamen wir in dem Kevier an, wo ich meine Nachforschungen anstellen sollte. Ich verstand von der Sache soviel, wie meine Diener. Ich hatte auch nicht eine blaße Idee davon, wie das Ding zu machen wäre. Wir gruben aber, bald da, bald dort, ganz auf Geradeslos in den geduldigen Boden hinein. Beduinen kamen sogleich mehr als genug zu uns, um zu helfen, sobald sie nur merkten, daß es da für sie etwas geben könnte. Von Steinkolen war aber kein Atom zu finden. So trieben wir uns mehrere Wochen herum. Es war ein trauriges Leben. Wie wird es auch meinen Kolenlegen ergehen? dachte ich. Werden sie mehr Glück haben, als ich? Die Armen! Durch ihre Unflughet ranten sie furchtbar an. Nachdem sie ebenfalls einige Wochen lang vergebens nach Steinkolen gesucht, machten sie sich fast zu selber Zeit wieder nach Hause. Sie erklärten in ihrem Bericht an ihren Auftraggeber, daß sie trotz des eifrigsten Suchens auch nicht ein Körnchen von Steinkolen gefunden, ja, daß es überhaupt keine in den betreffenden Gegenden gebe. Der Minister brauste sardonisch auf. Die Gelenke! sie sollen es mir büßen. Wie? Deshalb haben wir diese Hunde von Arabern zu den Franken geschickt? Dazu haben wir's uns soviel kosten lassen, daß sie nicht einmal Steinkolen aufzufinden imstande sind? Auf die Galeeren mit ihnen! Da sollen sie lernen, wie man Steinkolen sucht! Die Unglücklichen hatten ganz außer acht gelassen, wie man sich den Türken gegenüber zu benemen hat. Oder hatten sie vielleicht zu viel von dem Wesen der Franken angenommen? Bei diesen freilich ist es Sitte, je nach einem entschiedenen Ergebnisse der Nachforschung auch ein entschiedenes Ja oder Nein auszusprechen. Anders jedoch bei den Türken. Da soll man sich ja nicht, sei es für oder gegen etwas, entscheiden und klar äußern, besonders wenn die Erklärung unangenehm sein könnte. Am besten ist immer eine so unentschiedene oder vieldeutige Antwort, daß man schlechterdings nichts damit anfangen, oder alles, was man am liebsten will, daraus machen kann. So wenigstens machte es sich. Statt selbst ein Urteil abzugeben, sante ich einfach einen Haufen beliebigen Schutts und Gesteins ein mit dem Bemerkten, ob dieser Erfund wirklich Steinkolen erhoffen lasse, das könne nur Allah wissen. Diese Erklärung, so nichts sagend sie auch war, half mir vollständig aus meiner großen Verlegenheit heraus. Wenigstens ließ die Gnadenjonne des Ministers auch nicht einen Augenblick nach, auf mich herab zu scheinen, während meine Kollegen erst nach längerer Zeit wieder eine Verwendung bei der Regierung fanden. Wir alle aber hatten nur einen Wunsch: daß wir keinen änslichen Auftrag mehr erhalten möchten.“

So unser Araber mit dem unruhigen, schlauen Blick.

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, daß der alte Mehemed Ali in puncto Steinkolen einmal furchtbar von einem strengen Franken (unser Araber konnte nicht mehr genau sagen, welcher Nation er speziell angehörte) genarrt worden sei. Der unverschämte Wursche ließ dem berühmten Pascha einmal um das andere sagen, er habe in der Wüste, ziemlich weit von Kairo, Steinkolen gefunden. In seiner Hochfreude wollte sich der Pascha selber von dem glücklichen Funde überzeugen, und machte in seinen alten Tagen die beschwerliche Reise an den ihm von dem Betrüger bezeichneten Ort. Der Franke ließ in Gegenwart Mehemed Ali's Nachgrabungen vornemen. Und in der Tat fanden sich einzelne Stücke Steinkolen vor. Aber es stellte sich bald heraus, daß das ganze nur Humbug war, daß der Unverschämte nur selbst die Kolen vorher in den Boden verborgen hatte. Weil es ein Franke war, konnte ihm der Pascha nur seinen Unwillen und seine Berachtung zeigen. Aber wäre es ein Araber gewesen, der ihm diesen schmachvollen Schwindel spielte, so wüßte ich, welcher Kopf in den Wüstenland gerollt wäre.

Dr. M.

**Erst das Küßchen.** Läßt sich zu dem Bilde auf Seite 448 noch viel sagen? Spricht nicht die so reizend dargestellte Szene deutlich genug? Und wer hätte die kleine Handlung nicht selbst im Leben wahrgenommen? Jeder, können wir fähig behaupten, denn wenn er sich nicht mehr entsinnen kann, daß sein eignes, liebes Mütterchen in diesem Tauchverkehre mit ihm gestanden, so hat er doch sicher beobachtet, wie letzterer zwischen dieser und seinen Geschwistern stattfand oder auch anderwärts, wenn er Augen zum Sehen und ein Herz für die heiligsten und schönsten Gesühle besitzt. — Unser kleiner nun ist der Erstling der jungen Mutter und genießt den Vorzug, das Goldsöhnchen zu sein, dem gern alle seine kindlichen Wünsche erfüllt werden. Er ist aber in dem Alter angelangt, wo er alles, was er sieht, ha'm will und das get denn doch nicht so mir nichts dir nichts. Diesmal ist das Objekt nun allerdings für ihn bestimmt und schon hat er sich eiligst in seinem Bettchen ausgerichtet, um es in Besitz zu nemen. Da aber die weltkluge Mama sehr genau weiß, daß alle Güter dieser Erde einen sehr zweifelhaften Wert

